Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 20

Artikel: Die Schweiz ohne rosa Brille
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670875

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Orangenbaum aus dem Sande hervorwachsen liess, der hübsche weisse Blüten trug und daneben Büschel wirklicher Früchte. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de Las Torres nahm und ihn in ein Blau-Vögelchen verwandelte, das den Pavillon zwitschernd umkreiste, kannten ihre Wonne und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr.

Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nuestra Señor-del-Filar tanzten, war entzückend. Die Infantin hatte nie vorher diese wunderbare Zeremonie gesehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau und ihr zu Ehren stattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens je die grosse Kathedrale zu Saragossa betreten, seit dereinst ein wahnsinniger Priester, von dem viele sagten, er habe im Solde Elisabeths von England gestanden, versucht, dem Prinzen von Aragonien eine vergiftete Hostie zu reichen. Nur vom Hörensagen kannte sie den Tanz unserer Lieben Frau, wie man ihn nannte. Der aber bot ein gar herrlich Bild. Die Knaben trugen altmodische Hofkleider aus weissem Sammet, und ihre merkwürdigen dreispitzigen Hüte waren silbergefranst und von riesigen Straussenfederwedeln überschattet. Wie sie sich so im Sonnenlichte hin und her bewegten, trat die blendende Weisse ihrer Gewandung durch den Widersatz zu ihren goldgebräunten Gesichtern und ihren langen schwarzen Haaren nur noch mehr hervor. Da war auch nicht einer, den nicht der würdevolle Ernst, mit dem sie durch die verschlungenen Figuren des Tanzes glitten, und die auserlesene Anmut ihrer langsamen Gebärden und stolzen Verbeugungen bezaubert hätte. Und als sie die Vorstellung beendet und ihre grossen Federhüte tief vor der Infantin gesenkt hatten, nahm diese die Huldigung mit viel Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, dass sie unserer Lieben Frau vom Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, so sie ihr gewährt, eine mächtige Wachskerze stiften wolle.

(Fortsetzung folgt)

ANEKDOTE

In einem kleinen Ort Norddeutschlands steht am Eingang einer Strasse ein Schild: «Achtung, Schule! Ueberfahrt nicht die Kinder!» Eines Tages war der Text mit Rotstift «vervollständigt»: «Wartet, bis ein Lehrer kommt!»

Arnold Burgauer

DIE SCHWEIZ OHNE ROSA BRILLE

Wer in Spanien reist, begegnet auf Schritt und Tritt Menschen, die sich ihm mit der Unbedingtheit von grossen Kindern anschliessen. Sie begleiten den Fremdling ein Wegstück zum Bahnhof, zur Gaststätte oder in Griechenland beschwört euch eine zahnlose Alte mit feierlicher Gebärde, doch ja die Gastfreundschaft ihrer bescheidenen Hütte nicht zu verschmähen und sie durch ein Nein unglücklich zu machen. Der Spanier fragt nicht, ob er bei diesem brüderlichen Gang einen halben Arbeitstag verliere, denn das ist durchaus gleichgültig in einem Land, in dem nach dem Sprichwort vierzig Millionen kleine Könige wohnen. Oder man wünscht im Hotel — da die Nächte in Madrid nun einmal im Februar noch empfindlich kalt sind — eine Wolldecke und die gewaschenen Hemden; keines von beiden trifft ein, und schliesslich anwortet der Concierge — zur Rede gestellt—: «Sie sind in Spanien, mein Freund, und darum auch dürfen Sie an unser Personal weder mitteleuropäische, noch gar amerikanische Massstäbe von Pünktlichkeit anlegen; unser Zimmermädchen würde jede Freude an seinem Beruf verlieren, wenn es sich nicht einen halben Tag lang überlegen dürfte, woher die Wolldecke nehmen . . .» Schliesslich klopft es an die Zimmertüre, und die blütenweiss gewaschenen Hemden werden in einem Bastkorb wie in einer Opferschale überreicht: meine Geduld belohnt mich mit vielem.

Weshalb wir das spanische Beispiel als erstes für andere Mittelmeervölker wie Franzosen, Korsen, Italiener, Sarden und auch für die Griechen anführten? Einmal darum, weil es in mancher Hinsicht das reine Gegenteil unserer deutschschweizerischen (und auch der deutschen Mentalität) darstellt und man jedes Wesen erst ganz in Satz und Gegensatz erkennt. Es ist darum kein Zufall, dass es Spanier gewesen sind, welche den tragischen Konflikt, der sich in der so verschiedenen

Wesensart, der bienenfleissigen, der ordnungsliebenden und vorsorgenden Schweizer und der mehr spontan und naturhaft lebenden Mittelmeervölker offenbar, ausgesprochen und mit einer vorbildlichen Ehrlichkeit in Worte gefasst zu haben; dies vielleicht, weil auch der Spanier unserer Zeit noch immer ein halber Maure, das heisst ein Orientale geblieben ist. An dieser Stelle müssen endlich die Namen Salvador de Madariage und José Ruiz de Arana, Herzog von San Lucar la Mayor fallen, der noch bis vor kurzem sein Land als Gesandter in Bern vertreten hat und dem wir eine vielbeachtete Studie «Vom Begriff des Glücks in Spanien und in der Schweiz» verdanken.

In seinem Beitrag windet der eben genannte Schriftsteller der Schweiz vorerst einmal das obligate Kränzchen, wie es immer geschieht, wenn man sich höflich gibt, um anschliessend um so bedenkenloser kritisieren zu können; aber die Bewunderung des Spaniers ist echt, wenn er sagt: «Die Schweiz ist von Menschen bewohnt, die es im allgemeinen verstanden haben, sich ein Leben aufzubauen, das auf der Grundlage der Sicherheit und des sozialen Fortschritts beruht. Ich glaube, dass es keinen Schweizer gibt, der nicht voller Stolz bereit wäre, der Welt zu zeigen, dass seine Zivilisation ihm das Recht gibt zu einem würdigen, arbeitsamen Leben, das Recht auch, eine Familie zu gründen, sie in gut bürgerlichen Verhältnissen aufzuziehen und sie einem gesicherten Alter zuzuführen, ohne sie dem Alpdruck eines Niedergangs in den letzten Lebensjahren auszusetzen.» Dann folgt die Hymne auf die schweizerische Ordnung, die Pünktlichkeit, die Disziplin, einen gewissen Wohlstand und das Gefühl persönlicher und kollektiver Verantwortung (nach dem Autor bis in die obersten Schichten hinein!); bemerkenswert dünkt uns vor allem, dass der Duque de San Lucar La Mayor die Naturliebe des Schweizers als einen wesentlichen Bestandteil seines Glücksgefühls bezeichnet ... Dann aber kommt die Kehrseite der Medaille, denn der Spanier, dem die ganze Höflichkeit seines Volkes eigen ist, entpuppt sich auch als ein unerbittlicher Beobachter, wenn er folgert, der Schweizer besitze den Ernst des Frühaufstehers und seine Geliebte sei die Aktenmappe. Und es wird ferner — und unserer Meinung nach mit Recht gesagt —, dass es Tugenden geben kann, die traurig und grau sind und Unzulänglichkeiten, die schön und heiter erscheinen ... «Es gibt kein Licht ohne Schatten, keine Gemütsbewegung ohne Gegensatz, es kann keine wirkliche Grosszügigkeit ohne Armut geben. Pünktlichkeit und Ordnung in allen Dingen nehmen den Geschehnissen den Zauber des Unvorhergesehenen, sie erschöpfen den Born der spontanen Einfälle, sie lockern die persönlichen Beziehungen statt sie zu festigen. Die «joue de vivre» muss nachlassen bei soviel System ... Die Schatten der Einförmigkeit sind stärker als das vom sozialen Fortschritt ausgestrahlte Licht.»

Diese Worte eines Fremden und eines Freundes der Schweiz treffen ins Schwarze, und sie beleuchten zum Beispiel auch, warum unser Land bei seinem ganzen äusseren Wohlstand und seinen Erfolgen so reich an Selbstmorden, an Scheidungen, an Familientragödien, an kleinlichem Hass und Gezänk zwischen den einzelnen und den Parteien ist. Sie erklären es, aber nur zum Teil. Andere, vielleicht noch tieferliegende Gründe, weshalb die Schweiz nicht unbedingt den glücklichen Ländern zuzuzählen ist, sind der Mangel an Idealismus, an echter Opferbereitschaft, an wirklicher Grösse.

Es ist C.-F. Ramuz gewesen, der grosse Unvergessene, der das Mahnwort «Besoin de grandeur» prägte und dafür einen Orkan der Entrüstung erntete. Er meinte die Grosszügigkeit zu jeder Stunde, in der Praxis, als tägliches Brot. In einem anderen Werk, dem «Farinet», hat er den Satz gewagt, dass sich die Freiheit nur noch auf unseren Banknoten finde. Ein bitteres Wort, das sich nicht erträumen lässt, zuletzt von einem Ramuz. Haben wir nicht die schönste Bundesverfassung, lichtvoll wie ein griechischer Tempel? Sie ist vor mehr als hundert Jahren von Männern geschaffen worden, die die Gleichheit des Menschen vor dem Gesetz zum goldenen Leitsatz erkoren haben. Aber jene Achtung und das Geltenlassen vor der Persönlichkeit und dem Anderssein des Nächsten, sie bestehen nur teilweise und nur bedingt. Fragen wir einmal welcher Wust von durchaus unschweizerischen Ueberlegungen aufgeführt und frei wird, so sich einer auch nur um eine Stelle zweiter Garnitur bewirbt. Als weiterer Kronzeuge einer kritischen und zuweilen auch einer boshaft ätzenden Darstellung der Schweiz ist Graf Keyserling mit seinem «Spektrum Europas» zu nennen: viel zitiert und mehr bekämpft, enthält der Band neben offenkundigen Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen doch auch einige Goldkörner bis in die Ueberschriften hinein. Sie lauten: Das Schweizer Minderwertigkeitsgefühl — Gegensatz von Gerechtigkeit und Billigkeit — die Schweizer als Gastwirtschaftsvolk — Feigheit vor der öffentlichen Mei-

nung — Nachteile sozialer Gerechtigkeit — Sparen verdirbt die Seelen. Die Glossen des baltischen Grafen haben bei uns in den dreissiger und vierziger Jahren eine vehemente und teilweise auch berechtigte rassige Zurückweisung erfahren, denn man lässt sich nicht gerne von einem deutschnational angehauchten Reaktionär belehren, auch wenn er mit seinen Ausführungen leider, leider oft recht behält.

Höchst aufschlussreich sind auch die Arabesken, die uns der scharfsinnige spanische Professor Salvador de Madariaga, in einer Mischung von Don Quichotterie und Hellsehertum, in seinem «Porträt Europas» beschert hat. Nach ihm sind die Schweizer dank ihrer Lebenshaltung zum Uhrmachervolk auserkoren und verdammt, obwohl sie auch Rebellen gegen diese Ordnung, wie Rousseau und Paracelsus hervorgebracht hat. Madariaga schreibt wörtlich: «Aber was soll aus den Schweizern werden? Die Deutschen, die Franzosen und die Italiener können aus Russland, England und Spanien jenes Quantum Verrücktheit einführen, das normale Menschen brauchen, um in diesem Leben zu bestehen. Aber die Schweizer? Blockiert durch den Verstand, was können sie tun? Sie sind ja geradezu aus Intellekt gemacht, in ihrer Zusammensetzung aus deutscher, französischer und italienischer Bevölkerung (?). Sicherlich müssen sie sich also für den reinen Verstand einsetzen. Und so ist es in der Tat, was zugleich erklärt, warum sie sich in der intellektuellen Herstellung par excellence spezialisieren: im Uhrenmachen.

Es ist kein Zufall, dass das Uhrenmachen eine vorwiegend schweizerische Kunst ist. Für diese Kunst waren die Schweizer durch ihre geographische Lage in der Mitte eines Rings intellektueller Völker vorausbestimmt. Durch sie ist den Schweizern jedes Abirren vom vorgezeichneten Pfad der Logik unmöglich gemacht. Wer weiss, ob nicht vielleicht Calvins Erfolg in ihrem Land auf einer geheimen Resonanz zwischen dieser geordneten Einteilung des Lebens und der Lehre der Vorausbestimmung beruht? . . .»

Das Handbuch des in England naturalisierten Slaven Soloveytchik, dem besonders die Kleinlichkeit und Reizbarkeit des Durchschnittsschweizers auffiel, wollen wir streifen, um etwas länger bei Denis de Rougemont zu verweilen, der in seinem aufrüttelnden «Mission oder Demission der Schweiz» gewiss jedem verantwortungsbewussten Mitbürger aus dem Herzen spricht. Ueber den schweizerischen Materialismus enthält das Werk zwei prachtvolle Kernsätze: «Der materielle Rahmen unseres Landes ist so vollkommen, dass er jede Form von Leben ausschliesst» und «Ich sehe immer jene Leute vor mir, die in der Wahl zwischen zwei Badezimmern zögern, von denen das eine dreihundert Franken mehr als das andere kostet und die im gleichen Atemzug die einzige Jahreszeitschrift abbestellen, deren Jahresabonnement runde zehn Franken ausmacht.»

Behält Lord Byron recht, der die Schweiz als ein «verflucht selbstsüchtiges Sauland roher Knoten» in Grund und Boden verdammte, oder die strahlende Prophezeiung Victor Hugos: «Die Schweiz wird in der Geschichte der Menschheit das letzte Wort behalten»?

Es hängt im Guten wie im Schlimmen, in hohem Masse von uns selbst ab!

F. Schmid-Marti

SOMMERBEKANNTSCHAFTEN

Im Hotel «Friedegg» ist heute der letzte Vierertisch besetzt, der ovale Nischentisch drüben in der Ecke, wo die dunklen Blattpflanzen den kahlen Erker beleben.

Vier Gedecke liegen auf. Gedämpft rinnt das Licht aus der gelb verhängten Ampel über schneeiges Leinen und blinkendes Silber. Der Gong schlägt. Die Gäste kommen in Gruppen und einzeln, die Jungen behend, mit braun gebrannten Gesichtern, die Alten geruhig, mit wohl abgewogenen Bewegungen, mit höflichem Nicken nach diesem und jenem Tisch hin.

Die Mahlzeit geht ihren gewohnten Gang. Man vernimmt gedämpftes Lachen, höfliche Fragen, beredte Blicke. Leise klirren die Bestecke. Schwarzgekleidete Mädchen neigen sich mit schweren Platten lautlos zu den Gästen.